

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Garry.

26] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von Alfred Heuter

Weiteren Streites müde tat Elias so, als ob er auf fernere Nachforschungen nach dem Idol verzichte; im Grunde seines Herzens aber bewahrte er die Ueberzeugung, daß er sie dennoch finden werde.

Je länger jedoch das Warten dauerte, desto schwächer wurde seine Hoffnung und da er fühlte, daß die Anstrengungen und das Klima seine Jugendkraft untergruben, tauchte manchmal die Besürchtung in ihm auf, sie könnte sich ihm vielleicht zu spät entschleiern.

Uebrigens hatte Elias seit dem Tage, da Elamin die feinen Federchen der verblühten Distel in alle Winde blies, Istar nie mehr wiedergefunden. Auch sie hielt sich verborgen wie das Idol.

In Jerusalem, wo alles, was zur Religion in näherer oder entfernterer Beziehung steht, fanatischen Aufruhr entseffelt, hatten die beduinischen Ausgrabungen die Stadt in zwei feindliche Lager gespalten, auf einer Seite standen die „Moabiter“, auf der anderen die „Antimoabiter“.

Diese verwünschten ihn bis in die Hölle; jene erhoben ihn bis über die Wolken.

Die Katholiken aller Dogmen schrien:

„Aus einem Abtrünnigen ist er nun gar zum Heiden geworden. Mit den Beduinen hat er ein geheimes Bündnis geschlossen; und sicherlich hat er auch eine von ihren Frauen geheiratet.“

Die Juden zeterten:

„Mit Beelzebub ist er einen Pakt eingegangen. Fluch über ihn! Er ist uns ein Ding des Aergernisses, denn er hat aus der Erde gescharrt, was für Jehobah ein Greuel und Gegenstand des Zornes war!“

Aber die lutherische Sache triumphierte in Elias; denn hatte er auch das Heidentum wieder aufgeweckt, so war es ohne Zweifel nur zu dem Zwecke geschehen, es später um so nachdrücklicher zuzuschanden zu machen, die Allgewalt des Vaters um so deutlicher nachzuweisen, das alles überstrahlende Licht des Sohnes um so glänzender verherrlichen zu können. Und da ja schon das alte Testament des Landes Moab, seiner Könige und seiner Götzendienerei Erwähnung tut, entschied man, daß Herrn Jamains Werk wohl als biblische Studie gelten könne.

So besaßen denn die Herren Fischer, Simon, Nikodemus bis herab zu Goldmann und dem anglikanischen Geistlichen je ihren Gott oder ihre Göttin, die allerdings in anbetracht ihrer allzu ausschweifenden Nacktheit mit einem Leinwand-schürzchen bekleidet waren.

Nur Schwester Charlotte, deren rote Warze auf der violetten Unterlippe beim Anblick solcher Scheußlichkeiten mehr denn je zu wippen begann, zog es vor, sich nur ein Tränenkrüglein anzuschaffen, das sie auf einem Pfeiler im Spitalshofe aufstellen ließ.

Cäcilie hatte an ihres Mannes Berühmtheit reichlich teilgenommen. In Europa war sie bei seinen Ehrungen zugegen gewesen; in Jerusalem setzte man gar einen Teil des Verdienstes auf ihre Rechnung und nannte sie seine „Inspiratorin“. Allerdings wehrte sich ihre christliche Bescheidenheit dagegen — wenn auch nur schwächlich — aber sie fragte sich doch einigermassen erstaunt:

„Sollte Gott in seiner Gnade mich wirklich zu seinem Werkzeug erwählt haben?“

Sie faßte nun eine gewisse Dankbarkeit zu ihrem Gatten, die sie dadurch bewies, daß sie für ihn betete, ihm Pantoffeln mit semitischen Mustern sticte, — er trug allerdings nur Sandalen, — sich erkundigte, ob ihm auch nicht zu warm oder zu kalt sei — seine Natur trockte jeder Bitterung — und seine Bärtlichkeit ruhig über sich ergehen ließ.

Gingen sie zusammen spazieren, er melancholisch und zerstreut, sie strahlend und sich stolz an seinen Arm hängend, so verglich man sie mit dem tugendhaften Weibe, von dem Salomo spricht.

Im Anfang der Forschungsreisen hatte sie für diese allerdings nicht so viel „Wohlwollen“ gehabt. Moab, die Nomaden, das Idol, die ganze Atmosphäre von Poesie und Heidentum stieß sie unwillkürlich ab. Denn in ihren Augen war sein Forschungstrieb nur Eigendünkel und die Erforschung des Unbekannten als solche kam schon halbwegs der Gottlosigkeit gleich.

Auch beunruhigte sie der Gedanke an die schönen und leidenschaftlichen Beduinenfrauen; dabei fürchtete sie aber weniger die Nebenbuhlerschaft — bis zur Eifersucht entflammten sich ihre kühlen Sinne nicht — als vielmehr die Sünde, die mit einer solchen Liebchaft in ihr Haus Eintritt fände.

Außerdem trugen Elias' heimliche, von ihr jedoch geahnte Geldausgaben sowie die Vorwürfe der Schwester Charlotte, der sie die Befehung ihres Mannes zum Missionar versprochen hatte, dazu bei, sie gegen seine Bestrebungen einzunehmen und ihm gegenüber eine hartnäckige Feindseligkeit hervorzuführen.

Mehrmals hatte sie sogar eine Krankheit Zions oder die drohende Gefahr eines Christenmassakers zum Vorwande genommen, um ihn von seinen Ausgrabungen nach Jerusalem zurückzurufen.

Dann waren auch oft herbe Worte gefallen, wenn nicht mürrisches Schweigen zwischen ihnen herrschte.

Schließlich hatte sie in der Ueberzeugung, ihre Pflicht zu tun — denn sie glaubte damals an keinen Erfolg ihres Mannes und das wurmte sie jetzt am meisten — sich die Rolle des Schutzengels zugelegt, dessen Amt es war, ihm Verdruß zu ersparen und die Tüchtige über seinen Ruf als christlicher Gelehrter auszubreiten.

An all das dachte Elias jedoch nicht mehr, wenn er erst wieder nach Moab zurückgaloppierte, die Kiesel unter den Hufen seines Pferdes sprühten und die Troddeln seines Beduinenschleiers ihm um den Kopf tanzten.

Dann schien es ihm, als sei er zu neuem Dasein erwacht, zu göttlicher Freiheit wiedergeboren. Und wenn er sich am Eingange des Feuertales noch einmal umwandte, erschien Jerusalem ihm schwerfällig und düster und grau wie ein Sarg, dem er noch einmal glücklich entronnen war. Leicht und lustig sprang dann seine Seele mit den Gazellen von Kuppe zu Kuppe, und weit über Idumäas Bergketten hinweg eilten seine goldenen Träume dem Blick voraus.

Und wenn er neben der Sultansquelle bei Jericho, unter den Balsambäumen Galaads den ersten Halt machte, sandte er stets einen Boten nach der Stadt zurück, der Cäcilie — gewissermaßen als Friedensgabe — einen Oleanderstrauch und der kleinen Ziona ein lebendes Gazellchen überbrachte.

Seit der Erfolg sich einstellte und mit ihm die Ehrungen, war in Cäcilies Ansichten ein Umschwung eingetreten.

Die Anerkennung und Stütze, die Elias bei seinen eigenen Standesgenossen fand, veranlaßten sie zu größerem Entgegenkommen.

Im Grunde aber dauerte ihre Abneigung gegen die unanständigen Statuen, mit denen Elias sein Arbeitszimmer anfüllte, fort.

Abgesehen davon, daß jene ihre angeborene Schamhaftigkeit gräßlichst beleidigten, riefen sie ihr auch zu ihrem großen Mißbehagen die Tage von Baalbeck und ihre Reise im Libanon ins Gedächtnis zurück.

Zuerst hatte sie versucht, den Statuen in Elias' Abwesenheit Badehörschen anzuziehen, diese jedoch stets schon nach kurzer Zeit in den Hof fliegen sehen.

Darauf stellte sie ihre Besuche im Obergemache unter dem Vorwande ein, der Modergeruch verursache ihr Uebelkeit; und mußte sie doch einmal hingehen, so verfehlte sie nur, die Terrakottastatue einer Zwittergestalt zum Protest gegen eine solche heidnische Unanständigkeit mit dem Gesicht gegen die Wand zu kehren.

Elias fiel es gar nicht einmal auf.

Suchte seine Frau ihn aber auch nur selten auf, so kam doch jemand anders oft genug. Es kam heimlich, sobald

Cäcilie ausgegangen war, kletterte mit lautlosen Schritten die hohen Treppenstufen empor, und war es auf der letzten angelangt, so blieb es mit einem Fingerchen am Munde und fragenden Augen stehen, um durch die offene Tür zu erspähen, ob dort hinter jenem Arbeitstische die Stirn nicht zu düster gefaltet, der Mund nicht zu fest zusammengekniffen sei. Und wenn die langen, nachdenklich gesenkten Lider sich freundlich hoben, wenn die blanken Zähne lächelten, dann trippelten zwei kleine Füßchen lustig herbei, zwei kleine Aermchen breiteten sich weit aus und mit jauchzendem Freudenschrei warf Biona sich zwischen die Knie ihres Vaters.

„Abi! Abi!“ (Väterchen.)

Saßen sie sich dann genug aneinandergeschmiegt und alle Geheimnisse des Tages ins Ohr geflüstert, so setzte Elias sie wieder zu Boden. Dann trippelte sie stolz und glücklich im Zimmer umher, musterte die in Regalen aufgestellten Idole und die in Fächern untergebrachten Amphoren, blieb wohl vor einer neuen Göttin stehen und zupfte nachher ihren Vater am Aermel:

„Abi, liebes, erlaubst Du mir, daß ich mit der da spiele?“

Und auf der Matte sitzend, wiegte sie das Tonidol wie ein Püppchen, richtete in Opferschalen das Puppenfrühstück an und verzehrte es aus Tofurnen.

War sie des Spiel's müde, so setzte sie sich manchmal an eine Tischede.

„Abi, nun werde ich Dir helfen!“

Dann ergriff sie einen Bleistift, ein Stück Papier und befrüchtete es mit wichtigtuender Miene. Manchmal vergaß Elias ihre Gegenwart ganz und dann schlief in dem heißen, dämmerigen Gemach Biona mit roten Wäckchen wohl gar auf dem schwarzen Leibe eines Moloch, eines Kinderfressers, vertrauensselig ein.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

April.

In der Nacht vom 31. März zum 1. April feierte der Bogelsdorfer Grundbesitzerverein sein erstes Stiftungsfest. Ich sollte mitmachen, um aber als Junggeselle nicht allein kommen zu müssen, lud ich Herrn und Frau Briekle zum Mitgehen ein. Beide sträubten sich zunächst, denn sie fürchteten als Laubenkolonisten in einem Grundbesitzerverein nicht für voll angesehen zu werden. Nachdem ich aber die feierliche Versicherung abgegeben hatte, daß dem Verein weder Mittergutsbesitzer noch Oekonomieräte oder Oberamtänner, ja nicht einmal gewöhnliche Hausagrarien, sondern nur Leute angehören, die statt des Pachtlandes die eigene Parzelle im Schwelge ihres Angesichts bearbeiten, kamen beide mit. Sie hatten es nicht zu bereuen, amüsierten sich köstlich und während Frau Briekle mir, dem Junggesellen, gegenüber eine gewisse Zurückhaltung beobachtete, war Herr Briekle, wie man zu sagen pflegt, ganz aus dem Häuschen. Es war früher Morgen geworden als wir die Festtäre verließen und uns den ersten April von der Straße aus besahen. Frau Briekle, die trotz ihrer Korpulenz als viel umworbene Schönheit tüchtig getanz hat, war ermüdet und sehnte sich nach Schlaf, er aber wollte sich nur waschen und umkleiden um dann mit mir hinaus nach dem Albertshain zu fahren. Der Verabredung gemäß trafen wir uns um zwölf Uhr am Bahnhof Alexanderplatz. Raun hatte sich der Vorortzug in Bewegung gesetzt, so nahm Herr Briekle die Unterhaltung auf, die sich natürlich um das Laubland drehte.

Briekle ist Pessimist, d. h. ein Mensch, der alles schwarz in Schwarz sieht und stets bereit zu sein scheint, die Plinte ins Korn zu werfen, sich aber trotzdem für jede Aufmunterung empfänglich zeigt. Er hatte im März, gleich nach seiner letzten Besprechung mit mir, Petersilie, Radieschen und Karotten gesät, zusammen für dreißig Pfennig, es wollte aber nichts aufgehen. Wöchentlich zweimal hatte er, falls kein Schnee lag, mit allen zehn Fingern in den Saatbeeten herumgewühlt, ohne etwas von keimenden Samen entdecken zu können. „Das hätten Sie aber nicht tun sollen,“ sagte ich ihm, „die Samen wollen ihre Ruhe haben, sie konnten auch noch nicht aufgehen, weil nach den ersten warmen Märztagen wieder recht kalte Bitterung einsetzte. Die frühesten Saaten brauchen reichlich Zeit zum Keimen, später, wenn erst der Boden wärmer ist, geht die Sache bedeutend schneller. Der Hauptsaatmonat ist der April, also jetzt, Herr Briekle, geht die Sache eigentlich erst los. Dabei haben Sie aber mancherlei zu beachten. Manche Gemüse müssen auf besondere Saatbeete ausgesät und später auf die Kulturbeete verpflanzt werden, andere werden aber nicht verpflanzt, weil sie das nicht vertragen, sondern gleich dahin gesät, wo sie ihre vollständige Entwicklung erlangen sollen.“

Zu den ersteren gehören alle Kohlgewächse, Kopfsalat, der aber unter Umständen auch unverpflanzt bleiben kann, Sellerie, Breit-

lauch und Tomate. Diese Gemüse säen Sie jetzt, mit Ausnahme von Sellerie und Tomate, die man unter Glas heranzieht, auf ein Saatbeeten.

Guter Blumentohlsamen ist teuer, von den anderen Kohlarten deckt aber für je zehn Pfennig Samen den Bedarf für drei Laubengärten. Die Samen werden recht weitläufig ausgestreut, etwa einen Zentimeter hoch mit Erde bedeckt und die aufgehenden Pflänzchen dann im nächsten Monat verpflanzt. Kohlgewächse stellen die höchsten Anforderungen an den Boden, sie erfordern Boll-düngung und wollen oft trotz solcher in unserem Sandboden nicht sehr groß werden, aber der Anbau ist dennoch lohnend. Es kommt ja nicht auf die Größe und Dicke eines Kohlkopfes, sondern auf seine Schmachhaftigkeit an, und wenn Ihre Frau bisher Blumen-, Wirsing- und Kopfkohl in der Markthalle gekauft hat, so wissen Sie eben beide nicht, wie wirklich guter Kohl schmeckt. Der in Berlin in den Handel kommende Kohl ist durchweg minderwertig, ich mag ihn nicht essen, nicht einmal riechen, denn er stinkt beim Kochen fürchterlich! Die dicksten dieser Kohlköpfe stammen von den überdüngten städtischen Kiesel Feldern, die übrigen aus Dänemark und Holland; sie kommen in ungezählten voll gepackten Waggonladungen nach Berlin, erhitzen sich auf der Reise, und dadurch wird ein Fäulnisprozess eingeleitet, welcher den widerlichen Geruch und Geschmack zur Folge hat. Im Moorboden wachsen alle Kohlarten gut, im Sandboden gedeihen Kohlrabi, Grün- und Rosenkohl am besten, letztere werden aber als Wintergemüse erst im Juni gesät. Auch Blumentohl, namentlich die kleine Erfurter Zwergsorte, früher Wirsing, Weiß- und Rotkraut gedeihen bei uns bei guter Düngung. Eine Verwandte des Kohlrabi ist die Kohlrübe, die aber dem lieben Vieh besser als den lieben Menschen schmeckt, wenn auch der eine oder andere Kohlrüben mit Schweinebauch für eine Delikatesse hält.“

„Was nun die Gemüse betrifft, die direkt an Ort und Stelle gesät werden, also am anspruchlosesten sind,“ erklärte ich Herrn Briekle weiter, „so gehören hierher zunächst fast alle Wurzelgewächse, also Karotten, Schwarzwurzel, Petersilienwurzel, Radies und Rettiche, rote Rüben und Zwiebeln, ferner die einjährigen Küchenkräuter und Spinat, sowie die Hülsenfrüchte, also Erbsen und Bohnen. Bohnen legt man erst im Mai, alles übrige wird jetzt gesät. Die meist kleinen Samen werden recht weitläufig ausgesät; am besten vermischt man jede Samenportion gründlich mit einem tüchtigen Pösten trockener Erde und streut dann das ganze Gemisch gleichmäßig auf das hergerichtete Beet, worauf der Samen mit einer engzinnigen Harle eingeharkt wird. Erbsen legt man in Reihen, von hochwachsenden Sorten, die später gestengelt werden müssen, zwei bis drei Reihen auf ein 130 Zentimeter breites Beet, von niederen vier bis fünf Reihen. Die Reihen werden mit der Pflanzschnur ausgesteckt, dann zieht man zehn Zentimeter tiefe Saatrinnen, in diese legt man auf je zehn Zentimeter Entfernung eine Erbse und schließt schließlich die Rinnen wieder mit der Harle. Am angenehmsten sind die niedrigen Erbsen, die nicht gestengelt zu werden brauchen. Vorzügliche Sorten sind: Verbesserte Wunder von Amerika, Buchsbaum und Allerfrüheste Maiererbse. Sehr schmachhaft sind die hier kaum bekannten Zudererbse, die man in ganz unreifem Zustand mit der grünen Schote locht, was ein delikates Gemüse erzielt.“

„Wenn Sie die pflanzen,“ sagte ich zu Briekle, „so können Sie mich einmal zu Zudererbse einladen.“ Ich wollte ihm noch ein Rezept für die Zubereitung geben, er lehnte aber ab, weil seine Frau, die alles besser weiß, auch die besten Rezepte kenne. Ich ermahnte Briekle noch, die Erbsen ja zehn Zentimeter tief zu legen, weil sie sonst Tauben und Sträßen wieder herausholen würden.

Briekle erklärte mir, daß er alles säen wolle, natürlich mit Ausnahme von Bohnen, Gurken und Kürbissen, wofür es noch zu früh ist. „Und wenn Sie gesät haben,“ sagte ich ihm ernst, „dany zügeln Sie Ihre Ungeduld und warten ruhig ab, bis alles aufgeht. Zuerst gehen übrigens Samen auf, die Sie gar nicht gesät, Unkräuter schlimmster Art. „Disteln und Dornen soll Dir Dein Aker tragen!“ Das hat schon Adam, der erste sagenhafte Laubenkolonist, erfahren müssen. Die Samen dieser Unkräuter waren schon im Boden oder fliegen uns zu, denn es gibt leichte und mit flügel- oder federartigen Anhängseln versehene Unkrautsamen, die im Fliegen entschieden besseres leisten als die modernen Erfinder mit ihren lenkbaren Luftschiffen und Luftschrauben. Die Unkräuter zieht man frühzeitig aus, damit sie die Gemüsepflanzen nicht überwuchern und ersticken. Es gibt aber auch Unkräuter, die gar nicht so unnütz sind, wie es den Anschein hat, hierzu gehören zum Beispiel der Thymian, ein würziges Küchenkraut, der Sauerampfer, der, mit Spinat gefocht, ein pitantes sauer und süßes Gemüse liefert, und der überall wachsende Löwenzahn, mit gelben Blumen und reichlichem bitterem Milchsaft in den Stengeln; er ist eine würzige Salatpflanze.“ „Diesen Unkräutern räumen Sie ein besonderes Bett ein,“ sagte ich Briekle, „auf welches sie noch andere ausdauernde Kräuter in je zwei bis drei Stück pflanzen, wie Schnittlauch, Salbei, Esdragon (zum Gurkeneinlegen) und Laubdel, dessen Zweige aber nicht in die Küche, sondern in den Wäschekorb wandern, der dann nach allen Wohlgerüchen Indiens duftet.“

In der weiteren Unterhaltung machte ich Briekle darauf aufmerksam, daß er Wechselwirtschaft treiben müsse. Da kam ich aber schlecht an, er glaubte, ich wollte ihn in den April schicken

und erklärte mir bestimmt, daß er mit Wechsellern noch nie etwas zu schaffen gehabt habe. Es hielt mir schwer, ihn wieder zu beruhigen und ihm klar zu machen, daß die Wechselwirtschaft in der Laubkolonie nichts mit Wechsellern und ähnlichen Sachen zu schaffen habe, daß man vielmehr damit eine sachgemäße Fruchtfolge bezeichne. Die verschiedenen Gemüsearten müssen sich auf dem gleichen Beete folgen. „Sie dürfen nicht zwei oder gar dreimal hintereinander auf derselben Stelle Kohl bauen, der Ertrag geht sonst zurück, Pilzkrankheiten stellen sich ein und verderben Ihre Kulturen.“ Zu beachten ist folgendes: Nach reichlicher frischer Düngung pflanzt man zunächst (in erster Tracht) stark zehrende Gemüse, es sind dies solche, deren Blätter, Blüten und Früchte wir genießen, also Kohlgewächse einschließlich Blumenkohl, Spinat, Salat, Gurken, Kürbisse, Tomaten. Diesen folgen im nächsten Jahr, nachdem vor dem Graben eine leichte Düngung gegeben wurde, die Wurzel- und Knollengewächse, also Rüben, Karotten, Zwiebeln, Sellerie, im dritten Jahre ohne alle Düngung Hülsenfrüchte und Kartoffeln. Reinlich genau läßt sich diese Wechselwirtschaft nicht durchführen, weil beim Gemüsebau das Land in einem Sommer oft mehrmals bepflanzt wird, da viele Gemüse von der Saat bis zur Ernte nur 8—10 Wochen erfordern.

„Wenn Sie Kartoffeln legen wollen, Herr Briekle, so tun Sie dies etwa am zehnten April. Da kommen freilich nur bessere Sorten in Frage, denn gewöhnliche Sorten kauft man billiger. Eine gute Kartoffel ist eine Delikatesse. Gute Frühkartoffeln sind die Sechswochenkartoffeln und die Sorte Perle von Erfurt, herrliche, sehr ertragreiche Winterkartoffeln sind die Sorten Vor der Front und Dorfgrabschmied; letztere ist außerordentlich mehltreich und für mich als Pellkartoffel das, was vielleicht für einen Lebemann eine Auster, dabei ist sie sehr dick.“

Gegen diese Kartoffeln zeigte aber Briekle ein Vorurteil, er glaubte, die anderen Kolonisten könnten ihn damit händeln, weil im Volke die Annahme eingewurzelt sei, daß nur die dümmsten Bauern die dicksten Kartoffeln hätten. Ich setzte Briekle auseinander, daß der Volksmund mit diesem Spruch nur sagen wolle, daß der ungebildete Bauer weit bessere Erfolge als ein überstudierter Großgrundbesitzer erziele. Auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit unterscheidet man Praktiker und Theoretiker. „Der einseitige Praktiker,“ so etwa sagte ich zu Briekle, „ist ein Mann, der seine Arbeiten ausführen kann, sie aber nicht versteht, das heißt, er kann sich keine Rechenschaft über das Warum und Weil geben, im Gegensatz dazu ist der einseitige Theoretiker ein Mann, der Ihnen eine Sache haarscharf erklärt, ohne sie selbst ausführen zu können. In der Praxis würde ich natürlich mit dem beschränktesten Bauer besser als mit dem klügsten Professor zurecht kommen. Am besten fahren wir aber, wenn wir Praxis und Theorie vereinen, ein einseitiger Praktiker ist und bleibt ein praktischer Stümper, Theorie und Praxis müssen speziell beim Gartenbau Hand in Hand gehen.“

Wir waren im Verlauf des Gespräches glücklich in Fredersdorf gelangt und befanden uns auf dem Weg zur Kolonie Albertshain. Als Briekle mein Grundstück in der Ferne auftauchen sah, beschleunigte er seine Schritte. Bald standen wir vor dem Tore, nun aber stutzte er. Die großen Tafeln mit der Aufschrift „Warnung! Fußeisen!“ hatten ihn kopfschüttelnd gemacht. Ich beruhigte ihn mit der Erklärung, daß diese Eisen nicht in den Wegen, sondern an mir genau bekannten Stellen der Kulturbete liegen, und daß sich bisher außer meinem Hunde noch nichts Lebendes darin gefangen habe. Nun waren wir auf dem Grundstück, und Briekle kam gar nicht aus dem Staunen heraus. Manches Baum- und Strauch-erkannte er nach den Abbildungen meines praktischen Taschenbuches für Gartenfreunde wieder, und die vielen Obstbäume, die er vergeblich zu zählen versuchte, imponierten ihm ebenso, wie die Erdbeerbete, die Tauben und Hühner. Solche Stauden, Beerensträucher und Obstbäume wollte er nun auch pflanzen, aber ich mahnte ab, weil er zunächst erst in der Laubparzelle lernen müsse. Aber Erdbeeren, sagte ich ihm, könne er zum Herbst pflanzen, und diese wolle ich ihm dann stiften. Ich erklärte Briekle nunmehr die den Hauptweg begrenzenden Rabatten und zeigte ihm, wie diese jetzt mit den billigen Samen der Sonnenblumen, des Mohns, Ritterspornes, der Reseda besät werden, worauf sich bald ein reicher Flor entfaltet. Blumen müssen wir haben, denn die Schwiegermütter, Tanten, Wasen und all die guten Freunde, die uns Sonntags in der Kolonie besuchen, kommen mit leeren Körben und treten meist abends mit diesen Blumensträußen, mit Rüben, Kohl und Kartoffeln schwer beladen den Heimweg an; sie betrachten diesen Tribut als selbstverständlich und reden sich ein, daß das alles den Kolonisten nichts koste, weil es aus der Erde kommt.

Wir saßen lange in der noch kühlen, aber mit edlen Nebenbewachsenen Laube, ich erzählte Briekle dies und das, auch von den Tauben, und er erzählte mir von dem großen Starfinken, den er auf langer Stange an seiner Laube befestigt habe. Zweimal hat er die frechen Feldspäßen herausgeschmissen, bis endlich Starfink und Frau ihren Einzug hielten. Die jungen Stare wird er zur rechten Zeit aus dem Kasten holen, seine Frau wolle sie dann mit Käsequark aufpäppeln und schließlich durch ihre Gesprächigkeit auch zum Sprechen überreden.

Als wir schließlich den Heimweg antraten, waren wir gute Freunde geworden, und ich trennte mich von Briekle mit dem Versprechen, ihn demnächst in seiner Laube zu besuchen, und dann tüchtig mit zu arbeiten, womit er natürlich einverstanden war. —

Max Hessedörffer.

Kleines Feuilleton.

dg. Die letzten Gäste. Die Uhr ging stark auf eins, das Lokal war betnah menschenleer, nur in der einen Ecke saßen noch ein paar Damen und Herren um den runden Stammtisch. Ihre Gläser waren fast geleert, allein sie diskutierten noch immer weiter, irgend welche „Zeitfragen“, die ihnen offenbar furchtbar wichtig waren.

Im Hintergrunde des langgestreckten Raumes lehnte der Kellner. Er hatte hier bereits die Tische abgedeckt und die Stühle umgekehrt, nun stützte er sich müde auf den Schenktisch, hinter dem der Büfettier ebenfalls eingenickt war. Sie hatten wohl beide das Recht, müde zu sein. Den ganzen Tag auf den Beinen, nee, wahrhaftig, das war kein Spaß!

Die Augen fielen ihm zu. Ein vertorrenes Halbdämmern legte sich über ihn, allerhand Bilder tauchten vor ihm auf, sein Bett zu Hause. Ach, wenn er nur erst da wäre! War er denn nicht da? Ja — da stand es ja — jetzt legte er den Kopf auf die Kissen, ach war das schön so hinein zu sinken, tiefer, immer tiefer.

„Ja, ich bin sehr dafür. Wir haben Pflichten gegen die Arbeiter. Sie müssen den Lohn und die Ruhe haben, die ihnen zuzulommen“, sagte eine Stimme.

Ein schallendes Gelächter.

Der Kellner schreckte auf. Ach, es war also noch nichts mit dem warmen Bett! Er stand noch hier in dem öden Restaurationsraum, der jetzt auch allmählich kalt zu werden begann. Ein Frösteln lief ihm über den Rücken. Er dehnte und redte sich.

Das Lachen an dem Tisch im Vordergrund klang fort. So, das waren die gewesen, die ihn aufgeweckt hatten? Dann war auch die Stimme von dort her gekommen. Was verhandelten sie denn eigentlich noch? Die schlechte Lage der unteren Stände? Ein verächtliches Lächeln spielte um seine müden Lippen. Na, der lange Prokurist mit seinen dreihundert Mark im Monat mußte es ja verstehen, und der dicke Lehmann aus der Spinnerei und seine wohlgenährte Frau auch. Schlecht genug waren ja die Löhne, die in ihren Fabriken gezahlt wurden. Ob sie da auch so klug schnadten? „Wat lachen Sie denn?“ fragte der Büfettier, der auch aus seinem Nicker aufschreckte.

„Ach, nichts.“

„Na, denn is't ja jut.“ Sein Haupt sank wieder schwer herab. Der Kellner lachte weiter, aber in sich hinein. Was sagte aber das Fräulein, das immer in allen Wohlfahrtsvereinen war? —: Es wäre das schönste, was man könnte den Arbeitern zeigen, daß man ein Herz für sie hätte?

Na, warum zeigte sie denn das Herz nicht selber und machte, daß sie nach Hause kam, damit er auch endlich ins Bett kriechen konnte?

Er war wirklich nahe am Zusammenbrechen. Er lehnte sich schwer auf den Gasofen und stützte den Kopf in die Hand. Seit wann war er nun eigentlich auf den Beinen? Seit acht Uhr früh, siebzehn Stunden, siebzehn Stunden auf den Beinen, abgerechnet die fünfzehn Minuten, die zum Mittagessen übriggeblieben und die mußte man sich auch noch abknapsen; siebzehn Stunden auf und abspringen, auf- und abrennen und laufen, laufen und rennen, und immer in dem Tabaksqualm und dem Bierdunst! Ach ja, das war schon 'n Leben! Und wofür nu eigentlich? Wenn man auch 'n paar Groschen mehr verdiente, kaput ging man auch dabei und noch früher wie die anderen. Ach ja! Er seufzte schwer.

Waren die da vorn denn noch nicht fertig? Nee, weiß Gott, sie quasselten immer weiter. Die schlechte Lage der unteren Stände machte ihnen wahrhaftig furchtbare Kopfschmerzen. Warum sie denn bloß nicht d'ran änderten, was sie selber ändern konnten.

„Ja, das Herz blutet einem manchmal, wenn man all das Elend sieht,“ sagte eine Stimme, fast als ob sie auf seine Gedanken antworten wollte. „Aber kann man denn, wie man will? Man ist doch schließlich auch gebunden; wenn ich meine Löhne erhöhen wollte, wo bliebe ich denn dann?“

Ach so, das war der dicke Lehmann aus der Spinnerei. Nun ja, Sohnekin, alle Abend fein souperieren könnteste Du dann freilich nicht und mit Brillanten prohen und mit Deiner dicken Alten ins Bad reisen auch nicht. Des Kellners Gesicht verzog sich höhnisch.

„Aber wenn man den Leuten das Leben erleichtern kann, tut man es gewiß. Dafür hat man doch ein Herz,“ sagte eine andere Stimme. Es war die der „dicken Alten“.

„Dann macht wenigstens jetzt, daß Ihr nach Hause kommt!“ murkte der Kellner in sich hinein, und es schien, als ob seine Worte auf den Tisch vorn gewirkt hätten. Jemand sagte: „Aber, Kinder, es ist gleich Viertel Zwei, wir müssen doch nach Hause gehen!“

Die anderen opponierten: „Wir sitzen ja hier so gemütlich.“ „Und die Unterhaltung ist gerade so interessant!“ „So jung kommen wir nicht wieder zusammen.“ „Also schön, bleiben wir noch 'n bißchen!“ „Aber denn müssen wir noch 'ne Lage trinken.“ „Ach ja, trinken wir noch 'ne Lage. . . Kell—neer!“ „Wir können ja morgen ausschlafen,“ sagte das Wohlfahrtsfräulein vergnügt, während der Kellner mit müden Bewegungen die leeren Gläser zusammensetzte. —

Theater.

Neues Theater. Cäsar und Cleopatra. Eine historische Komödie in 5 Akten von Bernard Shaw, Deutsch

von Siegfried Trebitsch. — Vielleicht ist dieses Drama eine spannend amüsante Lektüre, aber auf der Bühne, an die der Autor, indem er dem Kreuz und Quer seiner Einfälle gemächlich folgte, gewiß zu allerleht gedacht hat, wirkt es verwirrend und ermüdend. Schon allein der Umfang — eine Komödie, die bei der Darstellung an die vier Stunden in Anspruch nimmt! — zeigt, wie wenig Shaw sich hier um das Theater hatte kümmern wollen. Entscheidend aber fällt die Formlosigkeit ins Gewicht, die den breiten Rohstoff der Historie nicht zu einer gegliedert aufsteigenden, in sich zusammenhängenden, wenn auch noch so parodistischen Handlung umbildet, sondern ihm nur eine Reihe ganz äußerlich verbundener Fakten und Anekdoten entnimmt, an denen der Dichter seine satirische Laune ausläßt. Es gibt da Pointen in Hülle und Fülle, aber das Ganze pointiert sich nicht; die Kontraste, auf die es abgesehen, treten in den ersten Akten bereits mit voller Deutlichkeit hervor und gewinnen nichts durch Wiederholung, so daß das Interesse, wenigstens des Zuschauers, der nicht rasch wie der Leser weiterkommt, sich ganz notwendig abstumpft. Man hat den Eindruck, daß bei dieser Methode die Komödie statt der fünf ebenso gut auch drei oder vier, sechs oder sieben Akte hätte haben können.

Die Grundidee dieses historischen Lustspiels scheint derjenigen, die Shaw in seiner prächtigen modernen „Heldenkomödie“ mit so glänzendem Humor durchführt, nah verwandt. Beide Stücke verspotten die Heroenpose. Shaws Cäsar, wenn er es sich gleich seiner Stellung schuldig zu sein glaubt, öfters eine Parade imponierend hochtrabender Nebensarten los zu lassen, lacht sich nach solchen rhetorischen Erzessen gern selber aus. Sein „Heldentum“ ist einfach nüchtern militärische Geschäftstüchtigkeit, wie das des Kapitäns Bluntfisch; in einer ähnlich romantischen Situation wie dieser, hätte er sich zweifellos nicht weniger profaisch als Rainald Pralinesoldat benommen. Indes der Spott ist in dem Römerstück viel weniger komisch, da er nur in Worten gleichsam nebenher läuft, aber nicht bereits in den Verwickelungen der Handlung selbst lebendig ist.

Mit dem Satirisch-Parodistischen vermischen sich märchenartige Phantasien — so bei dem ersten Zusammentreffen von Cäsar und Cleopatra — und Elemente naturalistischer Charakterisierung. Es hat Shaw gereizt, der zum Weib gereiften Ägypterkönigin, der Heldin in Shakespeares „Antonius und Cleopatra“, das halb-wichtige Mädchen, in dem schon alle wilden Leidenschaften gären, gegenüber zu stellen. Die Figur, die vielleicht erst nur als wirksam kontrastierendes Relief für Cäsar geplant war, drängt diesen in dem fertigen Stücke weite Strecken lang vollkommen in den Hintergrund; Shaw ironisiert sie, aber diese grausame Afrikanerbestie, deren Sinne nach Blut und Wollust lechzen, interessiert ihn als Typus andererseits derartig, daß er sie in geschlossen sicherem Umriß fest zu halten sucht. Die Zeichnung hat außerordentlich eindringliche Züge, aber sticht in ihrem Streben nach psychologisch-ethnologisch treuem Kolorit zu sehr von der im Drama vorherrschenden Stille parodistischer Willkür ab, um voll zur Geltung zu kommen. Sie fligt sich nicht organisieren ein.

Es sind die Wechselfälle des sogenannten alexandrinischen Krieges in den Jahren 48 und 47 v. Chr., an die das Drama anknüpft. Nach seinem Siege über Pompejus fiel Cäsar in Ägypten ein, um unter luger Ausnutzung der Thronfolge-Streitigkeiten das Land der römischen Oberhoheit zu unterwerfen. Der verstorbene König hatte seine siebzehnjährige Tochter Cleopatra im Testament zur Mitregentin und Gemahlin seines dreizehnjährigen Sohnes Ptolemäus bestimmt. Die Hofpartei des Ptolemäus beschuldigte Cleopatra, dem Bruder nach dem Leben zu trachten, erklärte sie für abgesetzt und trieb es zum Bürgerkriege. Cäsar, den die ehrgeizige schöne Prätendentin verumtumt zur Nachtzeit aufgesucht und durch ihre Reize leicht gewonnen haben soll, ergriff ihre Partei, schlug die Gegner aufs Haupt und ließ Cleopatra, als er monatelang nach der Beendigung des Feldzuges durch ihre Gunst und ihre schwelgerischen Feste in Alexandria hingehalten, endlich die Heimfahrt antat, als Regentin in dem Land zurück.

Shaw verlegt die erste nächtliche Begegnung der beiden in die Wüste an das Miesensteinbild einer Sphinx. Cäsar ergeht sich bei dem Anblicke des Monuments in großen Monologen; eine lustig zwitschernde Mädchenstimme antwortet ihm oben von dem Piedestal. Es ist Cleopatra, die ihrer Amme durchgegangen und aus Angst vor den Römern sich dort verkrochen hat. Sie hält den „alten Herrn“ für einen harmlosen Ägypter und lacht ihn schmeichelnd zu sich. Die Anekdote: „alter Herr“ fährt Cäsar, der seine Glage eitel hinter einem Lorbeerkranz birgt, ein wenig in die Glieder, doch das Abenteuer amüsiert ihn. Er führt sie in die Königsburg zurück, händigt die ungeschlachtete Amme, den Schreden Cleopatras, und gibt Befehl, dem Mädchen den Fürstenmantel und die Krone anzulegen. Sie kostet ihre neue Macht, indem sie die Amme mit dem Tod bedroht und peitschend eine Sklavine vor sich herjagt. Dem Bruder möchte sie den Kopf abschlagen lassen. Als Cäsar dem Jungen, der eine von den Räten ihm eingepaukte Staatsrede hersagen muß, gegenüber tritt, springt sie wie eine Katze auf den armen Würstchen los. Indes der zivilisierte Römer mag von den orientalischen Grausamkeitsgelüsten nichts wissen. Wozu Blut vergießen, wenn man sein Ziel auch ohne das gleich gut erreichen kann? Um ihre Wünsche durchzusetzen, greift sie zu allen Künsten der Kollaterie, schmollt sie mit Cäsar, will ihn eifersüchtig machen, was ihn jedoch so wenig rührt, daß er, nur um sie los zu werden, wie man Kinder mit Puppen tröstet, ihr den hübschen Marc Anton an seiner Statt

aus Rom zu senden verspricht. Drollig ist es, wie sie in ihrem Palaste dann mit einigen dem großen Römer abgequakten Wendungen grohnt und etwas wie das „neue Weib“ markiert. Die Ermordung des Pothimus, des Vormunds ihres Bruders, wozu sie die wieder in Gnaden aufgenommene Amme angestiftet hat, erfüllt ihr Herz mit einem Rausche des Entzückens. Die Tat, die das Volk dem Cäsar zuschreibt, gibt das Signal zu einem Aufzuge, der nur mit größter Mühe überwunden wird. Das letzte Bild stellt Cäsars Abschied dar. Britannus, sein Sekretär, eine boshaft groteske Karikatur auf englische Verdrehtheit, weist die ihm angebotene Freiheit, gleichsam als eine Beleidigung seines Nationalstolzes, ab, was der Römer mit gebührendem Humor entgegennimmt. In feierlicher Positur hält Cäsar vor dem jubelnden Volke von Alexandria die obligate Ansprache. Den Feldhern Rufio betraut er mit der Statthalterwürde in Ägypten. Cleopatra hat er bei seinen Staatsgeschäften ganz vergessen. Als sie in großem Aufzuge erscheint, Rache heischend, weil Rufio die Amme getötet, bringt er sie mit einem Scherzworte zum Lachen, und sein erneuertes Versprechen, ihr den Marc Anton zu schicken, verjöhnt sie vollends. Der in Cleopatra verliebte Cäsar der Geschichte wird bei Shaw ein überlegen mit ihr spielender.

Der Abend brachte eine große schauspielerische Leistung: Gertrud Eysoldts Cleopatra. Diese neue Gestalt stellt sich den berühmtesten Schöpfungen der Eysoldt, ihrer Lulu, Salome, Elektra, ebenbürtig oder sie noch überragend zur Seite. Restlos, mit völliger überzeugender Selbstverständlichkeit, kam jedes charakteristische Moment, jede Regung zum Ausdruck: kindische Ausgelassenheit und sinnliche Gut, Schmeichelei und Hochmut, lauernde Lüge und die tierische Brut gestillter Rachsucht. Ihre schmiegfam scharfe Gestalt in den fremdartigen Gewändern rief bis zur vollkommensten Illusion den Eindruck des Erotischen hervor. Steinrücks Cäsar hielt ihr bei weitem nicht die Wäge. Unter den Nebenrollen stand die gräulich dreinschauende, im Zeit erfindende, bössartige Reichsamme der Frau Hedwig Wangel weitaus an erster Stelle. Glänzend waren die Dekorationen. Aber vom Stück ging keine Stimmung aus. Der Beifall klang dünn und matt. dt.

Humoristisches.

— Duncan-Schule. „Wenn ja nicht mehr zieht, wasch' ich mir de Füße un werd' Barfußstängerin.“ —

— Berlin W. „Was, der is geadeht worden?“
„Warum nich? Seine Pferde sind doch alle aus sehr guter Familie.“ — („Simpl.“)

Notizen.

o. Die Geschichte eines Buches. Aus London wird berichtet: Die Bodleianische Bibliothek in Oxford hat jetzt die erste Folioausgabe von Shakespeare, die einst als „überflüssiges Buch“ aus den Beständen der Bibliothek ausgeliefert und für ein paar Pfennige verkauft wurde, für 60 000 Mark wieder erworben. Bei dieser Gelegenheit hat man eine Liste der Preise aufgestellt, die diese ursprünglich für 20 M. verkaufte Ausgabe von Shakespeare im Laufe der Zeit erzielt hat. Exemplare der Ausgabe erzielten in Auktionen: 1787: 200 M., 1819: 2420 M., 1854: 5000 M., 1891: 8300 M., 1899: 34 000 M., 1901: 34 400 M., 1906: 60 000 M. —

— Mag Drehers neues Verlustspiel „Die Hochzeitssackel“ ist vom Neuen Schauspielhaus (Rollendorfsplatz) erworben worden. —

— „Paolo und Francesca“, das vielgenannte Drama des Engländer Stephen Phillips, brachte es bei der Uraufführung im Düsseldorfer Schauspielhaus nur zu einem Achtungserfolg. —

— Weingartners „Drestes“ hatte bei der Aufführung in Weimar starken Erfolg. —

— Siegmund v. Haussegger legt mit Schluß der Saison die Leitung der Frankfurter Museumskonzerte nieder. —

— Die Wiener Hofbibliothek hat sämtliche in der Frühjahrsausstellung des „Hagenbund“ ausgestellten Holzschnitte des Malers Rudolf Junz erworben. Achtzehn Blätter sind in einem Büchlein „Der kluge Knecht“, Text von Brüder Grimm, vereint, das nur in zehn handschriftlich nummerierten Exemplaren erscheint, deren Text und Illustrationen vom Künstler in Holz geschnitten und gedruckt wurden. —

— Der Verein zur Beförderung des Gartenhauses hält heute, Dienstag, abends 6 Uhr, in dem Neuen Saalhaus des Landesausstellungen-Parkes, Alt-Noabit 4-10, eine außerordentliche Monatsversammlung ab, zu der auch Nichtmitgliedern gegen besondere Karten Zutritt gewährt wird. Mit der Sitzung ist eine größere Ausstellung von Blumen, Pflanzen, Geräten usw. verbunden. Karten für Nichtmitglieder sind kostenlos beim Generalsekretariat (Invalidenstr. 42) zu haben. —